

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 47

Sonntag, den 8. November

1914

## Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Grete war noch nicht zu Hause, als Elly heimkam, aber die Mutter richtete doch schon an. Es kam ja manchmal vor, daß sie später erschien, wenn eine auswärtige Kundin sich zu ungelegener Stunde einfand.

Erst als sie das Pfund Kirichen — die ersten im Jahre, die Gertrud spendiert hatte — untereinander teilten, verriet die Mutter, wie sehr sie sich doch heimlich über die noch immer nicht Erschienene ängstigte.

„Wo sie nur bleibt!“ seufzte sie. „Wenn sie sich — ein Leid antäte!“

„Wäre der Lauskerl gerade wert!“ ent-  
rüstete Minny sich derb.

„Wert oder nicht wert! Daran hat manch' eine in der ersten Verzweiflung nicht gedacht. Wir hätten sie heute nicht ins Geschäft gehen lassen sollen. Es liegt mir den ganzen Morgen in den Knochen, als ob wir etwas Schlimmes erlebt hätten.“

„Unke nicht, Mamachen! Sie sagte mir heute früh, sie wolle sich mit Hans in Verbindung setzen. Vielleicht treffen sie sich nach Geschäftsschluß und sprechen sich aus.“ beruhigte Elly, ohne selbst recht daran zu glauben.

„Wenn sie nur nichts Schlimmes oder Törichtes anstellt! Ich irgendwie an Finkelbach, diesem treulosen Lumpen, rächen will,“ meinte Minny.

„Du hast deine französischen Romane mit Erfolg gelesen,“ spöttelte Elly. „Vitriol oder Revolver für den Verräter, nicht wahr? Für so geschmacklos wirst du Grete doch wohl im Ernst nicht halten. Eher glaube ich...“

„An den Rhein,“ ergänzte Gertrud die Zögernde murrend, mit einem Blick auf die Mutter, die zwischen den Gardinen hindurch auf die Straße spähte.

„Im Ernst?“ hauchte Elly zusammenfahrend.

„Ja,“ nickte Gertrud düster. „Sie ist instande, sich im Gefühle hineinzuversetzen, die ihr allen Galt nehmen.“

„Nein, ich kann's mir nicht denken. Grete ist viel zu religiös, um an einen Selbstmord zu denken,“ widersprach Elly, um dann laut fortzufahren:

„Wißt Ihr was, ich gehe mal am Geschäft vorbei und schaue nach ihr, vielleicht schämt sie sich nur herzukommen, weil sie erfuhr, daß wahr ist, was sie uns so leidenschaftlich abstritt.“

„Möglich. Aber dann schide mir gleich Nachricht, daß ich aus der folternden Ungewißheit herauskomme.“

„Du sollst dich inzwischen etwas aufs Ohr legen, Mama, du bist so aufgeregt...“

„Ach Gott, Kinder, meint Ihr denn, ich könne schlafen? Mir zittern alle Glieder. Ich weiß gar nicht mehr, wo aus noch ein vor Unruhe.“

Gertrud, die dienstfrei war, trug den Tisch ab und Elly ging ins Schlafzimmer, um sich ein wenig zu waschen und zu frisieren vorm Wege zum Geschäft. Es litt sie nicht mehr im Hause, trieb sie, nach der unglücklichen Schwester zu schauen.

Auf dem kleinen Toilettetisch Gretes sah sie das Bild Hans Finkelbachs stehen. Sie hob es auf und betrachtete for-

schend das bartlose, blasierte Gesicht des in geuchter Pose mit gekreuzten Armen dargestellten Mannes. Er war ganz im Profil. Er bildete sich etwas darauf ein, die gleiche Nasen- und Kinnpartie wie Siegfried Wagner zu besitzen. Er erzählte auch immer stolz, daß in Berlin im Foyer der königlichen Oper mal eine Dame mit ausgestreckten Händen auf ihn zugestürzt sei und ihn als den Komponisten begrüßt habe. Seitdem kultivierte er die Ähnlichkeit noch mehr, ahmte auch im Bilde die Haltung des Tonkünstlers nach.

Kopfschüttelnd stellte Elly das Bild wieder fort. Ihr Geschmach war Finkelbach nie gewesen, nie hatte sie viel Sympathie für den hohlen und blasierten Menschen gehabt.

Und Grete sah dagegen in ihm das Glück ihres Daseins!

Welch eine seltsame, rätselvolle Nacht war doch die Liebe...

Das Haus, in dem Grete angestellt war, hatte von außen nichts Geschäftliches an sich, als ein paar große vergoldete Hoflieferantenschilder. Auch innen zeigte die stilvoll elegante Ausstattung des Wart- und Verkaufsalons, daß nur die vornehmsten und wohlhabendsten Damen zu den Kundinnen zählten.

Grete war nicht da. Das jüngere Fräulein, das ihr in ihren Obliegenheiten zur Hand ging, war ganz bestürzt bei Ellys Frage und stieß erschrocken hervor: „Ja, mein Himmel, ist denn Fräulein Reinhard nicht nach Hause gekommen? Madame schickte sie doch schon gegen elf Uhr heim, weil sie so unapfänglich war...“

Als Julie, eines der Lehrlingmädchen aus den Ateliers, die ihr Fräulein Schwester mit einem Briefe fortgeschickte, ihr einen andern zurückbrachte, fing es an. Sie stand gerade drüben im Louis Quinze-Zimmer, und fiel auf einmal glatt in die Arme, ein Goldschmiedchen mit sich reisend. Wir konnten sie lange nicht wieder zur Besinnung bringen.

Sie meinte nachher, es sei ihr von dem betäubenden Beau d'Espagne-Duft übel geworden, den Frau Kommerzienrat Friedländer an sich gehabt. Es wurde ihr aber gar nicht besser, trotzdem wir kühlten und reichlich Eau de Cologne verstäubten und Madame ihr Riechsalz und Kognak brachte.

Photogr. Claira.

Kronprinz Rupprecht von Bayern,  
Generalsoberst und General-Inspektor.

Dort auf dem kleinen Sofa hat sie geessen, halb ohnmächtig, mit tellergroßen stieren Augen und sich immer wie im Frost geschüttelt, so daß Madame ihr riet, nach Hause zu gehen, da anscheinend eine Fieberkrankheit bei ihr im Entstehen sei...

Und nun ist sie nicht heimgekommen. Wo mag sie denn nur in aller Welt geblieben sein? Vielleicht ward sie auf der Straße wieder ohnmächtig und man schaffte sie ins Krankenhaus?

Elly beruhigte die Erschrockene, so gut es ging, obgleich sie selbst in größter Besorgnis um die Verschwundene war. Sie gab der Vermutung Ausdruck, Grete sei wohl zu in der Nähe wohnenden Bekannten gegangen, da sie einen neuen Ohnmachtsanfall kommen gefühlt und gesehen, daß sie den weiten Heimweg nicht mehr packe.

Sie glaubte zwar selbst nicht an diesen schwachen Trost. In ratloser Bestürzung trat sie wieder auf die Straße. Wo sollte sie Grete suchen? Wo und wie würde man sie finden? Es fröstelte sie trotz der sommerlichen Wärme in den Straßen.

In einer letzten schwachen Hoffnung schlug sie die Richtung zu Finkelbachs Wohnung ein. Vielleicht wußte man dort etwas über ihren Verbleib.

Der Assessor war nicht da. Die auf ihr Klingeln öffnende Hausfrau musterte sie sehr eingehend in einer unverschämten Neugier, ehe sie spöttisch geringschätzig entgegnete: „Der Herr Assessor ist doch mittags nie hier. Vom Gericht aus geht er im Restorant essen. . . . Was wollten Sie denn von ihm? Et waren als zwei Fräuleins hier, um nach ihm zu fragen. Er ist aber doch nu verlobt. Da muß das Poussiern jetzt aufhören. Jetzt Euch dadrum jar kein Müß mit Briefchen un Herjelaufs. Jott ja, so 'ne studierte Herr kann doch nit jedes Ladenmädchen heiraten, womit er mal schön getan hat. Dat könntet Ihr Euch doch von selbst denken. Aber die Fräulein. . .“

Ellly hätte über den Eifer der Frau lachen können, wenn's ihr nicht gar so bitter ernst zumute gewesen wäre.

Was sie für ein Interesse an ihres Mieters reicher Verlobung nahm! Sicher sah er auch bei ihr tüchtig in der Kreide und sie erhoffte auch für sich Regelung der Verhältnisse durch das Geld der Zukünftigen.

„Es war schon jemand hier, um nach dem Assessor zu fragen?“ unterbrach sie den Redefluß der behäbigen Frau.

„Zwei Jogar. Die eine als dreimal. Zuletzt vor ner knappen Viertelstund! Sie meint wahrhaftig, sie müßt' et zwingen, der Herr Assessor zu sprechen. Wollt mit aller Gewalt partu in sein Zimmer, um auf ihm zu warten. Jott soll mich bewahren! Da könnt m'r ja noch vor die Assisen kommen! Die Mädchens haben ja heutzutags fired der Revolver parat, wenn ihnen der Schatz untreu wird. So 'nen Unsinn. Nix wie fort mit so einen un sich nen andern angeschafft. Das hab' ich auch der Fräulein gesagt. Fräulein, sagt ich, ich hab' ein reputierlich' Haus. Damenbesuche dulde ich nicht bei meinen Herrns. For meineswegen warten Sie auf der Straß. Aber et war am besten, Sie jingten still auf Haus an un tranken en Glas Zuderwasser, das schlägt nieder. . . . Un denn nix als ne andere angeschafft. Et jibt ja kein Handvoll, et jibt en Landvoll Mannsleut! . . . Jott ja, m'r is doch en vernünftige Frau un weiß, dat die junge Mädchens all jern poussieren. Un bevor ich mich verheirat' hab' . . .“

Ellly hatte dem Geschwäg nur halb zugehört. Sie überlegte in dumpfer Ruhe, wo sie die arme Schwester wohl suchen könne. Das Herz war ihr schwer bei dem Gedanken, wie die Verrätene verzweifelt umherirre. Sie schnitt der Redseligen ungeduldig das Wort ab.

„Schon gut. . . . Sie dürften aber doch wissen, daß das Fräulein, — übrigens meine Schwester, was Sie gleichfalls schon erkannt haben werden! — nicht eine nächstbeste flüchtige Poussade des Assessors war, sondern seit Jahren seine verlobte Braut. Sie werden Sie gewiß nach den Photographien wiedererkannt haben, konnten sich also Ihre leichtfertigen Ratschläge bei ihr sparen.“

„Marjajoseph! Wenn et der Braut so ernst war mit der Treue wie dem Bräutigam, war et nicht weit her mit der Verlobung! Er hatte immer noch en paar nebenbei. Ja, was das anbelangt, der hatt' die reinste Herzerweiterung, dat hab' ich als füt'n gesagt. Da meint' er aber: Wat Neues erfreut et Jemüt. M'r müßt lachen über 'n.“

Unjagbarer Ekel stieg in Elllys Brust auf. Sie setzte keinen Zweifel in die Worte der Geschwägigen und sie schämte sich bis ins Mark für die Schwester, die sich einem unwürdigen Menschen in Treue und Hoffen angeschlossen.

Aber mußten solche Enthüllungen nicht all ihre Liebe töten, ihren Stolz zu Flammenlohe entzünden, daß er ihr die Enttäuschung überwinden half?

Sie verabschiedete sich kurz und wandte sich dem Geschäft zu. Es war ja doch zwecklos, länger so auf den Straßen herumzulaufen. Vielleicht war Grete inzwischen auch nach Hause gegangen. . . .

Johanne Hortensius blickte nicht auf, als Ellly, nachdem sie sich bei dem schon anwesenden Chef wegen der Verspätung entschuldigt, an ihrem Pult vorbeikam. — „Mahlzeit,“ erwiderte sie nur frostig und schrieb angelegentlich weiter.

Ellly, bei der über dem Neuerlebten die kleine Szene vor Tisch in den Hintergrund getreten war, so daß sie gerade der Freundin eine Andeutung der Geschehnisse zuflüstern wollte, stugte einen Moment, befremdet in das abweisend starre Gesicht der andern schauend. Dann ging sie mit einem Achselzucken weiter. Es war ihr im Augenblick nicht darum zu tun, ihre eigenen Empfindungen und Angelegenheiten in den Vordergrund treten zu lassen. Sogar ihre Unruhe um den erkrankten Geliebten wurde immer wieder verdrängt von dem grausigen Gedanken, die Schwester habe vielleicht inzwischen von Verzweiflung übermannt ihrem Leben selbst ein Ende bereitet.

Johanne verharrete den ganzen Nachmittag in stummer Feindseligkeit. Sie trant ihren Kaffee, den die beiden Damen sich gemeinsam auf einem Spiritusfocher brauten, absichtlich schon sehr zeitig und machte sich, als dann Ellly zu gewohnter Stunde herunterkam, in den vorderen Kontorräumen zu schaffen, in den Reasiriermappen nach einem abgelegten Briefe suchend.

Ellly schüttelte den Kopf darüber. Es tat ihr leid, ärgerte sich daneben aber auch, daß Johanne sich so zu ihr stellte, einer Aussprache auswich und ihr brüst die Freundschaft kündigte. Sie war sich keiner Schuld gegen sie bewußt; sie hatte ihr ja doch nichts genommen!

Daß Johanne das nicht selbst einsah! Es war ja direkt kindisch von ihr, sich so zu benehmen. Auch schon der jungen Leute wegen, die sich doch die Ursache des Zwistes denken konnten und wahrscheinlich darüber heimlich lachten und spotteten, war ihr das Benehmen Johannes peinlich und sie nahm sich vor, ihr beim Heimgang am Abend mal gründlich den Kopf zu waschen.

Doch als die Schlusstunde kam und Johanne schon verschwunden war, als sie herunterstieg, gewann der Aerger in ihr die Oberhand. Sie war nun auch ernstlich böse und beleidigt. Wenn Johanne tatsächlich ernstlich gröhlte und schmolte und die Beziehungen zwischen ihnen abgebrochen zu sehen wünschte, mochte sie ihren Willen haben! Ihr nachzulaufen, sie um schön' Wetter zu betteln, dazu lag für sie wirklich keine Veranlassung vor.

Als Ellly in ihrer etwas hastigen Manier den Schlüssel in die Korridorür stieß und geräuschvoll öffnete, kam sofort die Mutter auf Filzpantoffeln aus der Küchentür gehastet, mit erhobenem Zeigefinger zum Ruhigsein mahnend.

„Sie ist da,“ wisperte sie und deutete auf die Schlafzimmertür. „Vor etwa zwei Stunden kam sie erst. Konnte kaum mehr gehen, schleppte sich nur so voran. Ich fragte nicht viel, sondern half ihr gleich ins Bett und machte ihr eine Tasse Tee. Sie ist ganz apathisch. Wie innerlich zerbrochen. Das arme, arme Geschöpf!“

Ellly atmete erleichtert auf.

„Gottlob, daß sie wenigstens da ist. Ich war in der größten Unruhe um sie. . . . Ich will aber mal zu ihr, mit ihr reden.“

„Ja, tue das. Du kannst es am besten. Aber sei behutsam mit ihr. Denke daran, was sie leidet. . .“

„Daß mich nur machen, Mamachen. Ich kenne Grete. Man muß deutsch mit ihr reden, ihr den Star stechen. Wenn's auch momentan weh tut.“

Leise öffnete sie die Tür des Schlafzimmers. Grete lag auf dem Rücken, das Gesicht, das weiß und starr wie eine Gipsmaske leuchtete, mit offenen Augen zur Decke gerichtet. Sie schien das Näherkommen Elllys nicht gehört zu haben, denn sie zuckte hart zusammen, als diese sich jetzt zu ihr auf den Bettrand setzte und ihre Hand ergriff. Eine ganze Weile blieb sie so still sitzen, dann sagte sie herzlich: „Du solltest dich nicht so grämen um das Geschene. Der Mensch ist nicht wert, daß du auch nur eine Minute Leides um ihn trägst.“

Als sie keine Antwort erhielt, fuhr sie fort, Gretes kalte Finger streichelnd: „Ja, ein ganz charakterloser, nichtswürdiger Mensch ist er. Ich höre von seiner Wittin, daß er dich immer schon mit leichtfertigen Personen hinterging. Sie wird es dir wohl auch nicht verhehlt haben. Muß das aber nicht alles auslöschen in dir, was du einst fühltest? Kann man noch lieben, wenn man solche Erfahrungen gemacht hat? Muß nicht die Verachtung alles mit ändernder Lauge übergießen, der flammende Zorn alles verbrennen, was man sonst gefühlt? . . . Ich wenigstens könnte einem Menschen, der mich so schändlich verriet, nicht nachtrauern. Mein Stolz würde mir das Rückgrat stärken, verächtlich würde ich jedes Andenken an ihn in mir ausreißten und wegwerfen wie Unkraut von Blumenbeeten.“

Grete verzog wie in körperlichem Schmerz das Gesicht bei den schonungslosen Worten. Jetzt stieß sie rudweise hervor: „Du sprichst wie der Blinde von der Farbe. Was weißt du, wie mir zumute ist. Ich wollte, ich wäre tot. . . . Ich liebte Hans doch so sehr. . . . Ich kann ihn nicht vergessen. . .“

„Ich weiß es. Weiß es besser als Mama und die Schwestern. Aber deine Liebe wurde doch mit Füßen getreten. Fortgeworfen wie ein Kind ein Spielzeug fortwirft, das es zerstört und vernichtet hat. Wie kannst du sie dem Menschen da immer noch nachtragen? Zammern: „ich kann ihn nicht vergessen!“ Dir den Tod wünschen um eines solch fraglichen Verlustes willen? Nein, Grete, dafür habe ich kein Verständnis. . . . Gewiß, daß du momentan niedergeschmettert und verzweifelt bist, wer sollte und könnte dir das verargen! Aber es muß seine Grenzen haben. Du müßt dagegen ankämpfen, darfst nicht mit schmerzlicher Wollust deine Wunden immer noch mehr aufreißen. Denke daran, was Geibel sagt:

„Wenn's etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal,  
So ist's der Mut, der's unerschütterlich trägt!“

Und Altmeyer Goethe:

„Weibliches Jagen, ängstliches Klagen,  
Wendet kein Glend, macht dich nicht frei.  
Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten  
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,  
Rufet die Arme des Himmels herbei. . .“

Du hast nun mal leider Gottes diese schmachliche Erfahrung machen müssen, jetzt beiße auch die Zähne zusammen und kämpfe dich durch. Schüttle das unwürdige Joch dieser Liebe gewaltig ab. Verrenne dich nicht in Irwege, die in dornigem Gestrüpp verlaufen, das dir das Herz zerreißt. Der Mensch ist's wirklich nicht wert. Du warst uns allen von jeher viel zu schade für ihn

und wir haben es geahnt, daß du noch einmal, ob früher oder später, viel Leid um diese Liebe tragen würdest."

Sie brach hochatmend ab. Sie hatte sich warm geredet und ihre Augen bligten vor Erregung. Aber es war, als ginge etwas Suggestives von ihr aus. Gretes Gesicht verlor seine maskenhafte Starre, ihr Blick die glasige Leere. Es zuckte und arbeitete in ihren Zügen, die Zähne bissen in die Unterlippe. Und plötzlich schluchzte sie laut auf, schlug die Hände vor die Augen und ihr ganzer Körper schütterte in heftigem Weinen.

Leise schlich Elly hinaus. Draußen wischte sie sich über das erhitzte Gesicht und sagte mit einem schwachen Lächeln zur Mutter, die ihr erwartungsvoll entgegenah: „Jetzt wird sie über den Berg sein mit ihrem Herzeleid. Sie weint und Tränen lodern ja den Schmerz. Und spülen ihr wohl ein gut Teil Bitterkeit und Verzweiflung hinweg. ... Ich habe aber auch mit einer Eindringlichkeit geredet. Lassen wir sie jetzt ein Weilchen allein. Und nachher bringst du ihr dann etwas Stärkendes Mama. Vielleicht ein paar mit Rotwein gequirlte Eier, das mag sie ja gern.“ „Hat sie nicht gesagt, wie sie sich mit Fintelbach auseinandergesetzt hat?“ fragte Minny neugierig.

„Kein Wort. Aber ich sah auf ihrem Nachtschränken einen zerknitterten Brief mit der verschönerten Handschrift des Ehrenwerten. ... Ach, wie ich den Menschen hasse! Ich möchte wirklich etwas austoben, Grete zu rächen.“

„Nicht! Ueberlaß das nur dem Herrgott,“ mahnte die Mutter. „Der wird's ihm schon über kurz oder lang irgendwie heimzahlen. Das Schicksal ist ein unbegreiflicher Gläubiger, es treibt seine Außenstände immer ein, wenn auch nach Jahren, aber dann mit hohen Zinsen.“

„Schon recht, aber ein bißchen handslangern würde ich der gestrengen Frau Nemesis ganz gern,“ bekannte Elly und vertraute den in steigender Empörung lauschenden andern, zu denen sich jetzt auch Gertrud gesellt hatte, was sie von Fintelbachs Hausfrau gehört und was sie von den Geldsummen wußte, die Grete dem Treulosen im Laufe der Jahre zugesteckt.

Die Schwestern kamen an diesem Abend noch später als sonst zum Einschlafen. Grete, die inzwischen etwas ruhiger geworden, ließ sie Fintelbachs Antwort auf ihre Anfrage lesen und erzählte, was sie danach erlebt.

Er schrieb:

„Ja, meine liebe Grete, man hat dir nichts Unwahres berichtet, ich habe mich verlobt. Es ging nicht anders. Ich habe eingesehen, daß es so das Beste für mich ist, daß ich nicht dafür geschaffen bin, knausen und sparen und im Winkel hoden zu müssen. Ich will leben und genießen. Und darum habe ich meine Freiheit so teuer wie möglich verschachert. Muß zwar bei dem Kuhhandel allerlei in den Kauf nehmen, was mir nicht paßt, doch verspricht mein stupnasiges Puppengesichtchen eine bequeme Ehefrau zu werden.“

Nimm es nicht zu tragisch, liebe Kleine, sondern füge dich wie ich mit philosophischer Gelassenheit in Unabänderliches. Alles auf Erden ist vergänglich, warum soll das niedliche Intermezzo mit dir eine Ausnahme machen? Sag's doch selbst.

Ich meine, es hätte überhaupt schon ein bißchen zu lange gedauert. Und so abgestandene Sachen goutiere ich nun mal nicht. „Ein zynischer Kerl“ wirst du entrüstet sagen. Ser's drum. Offenheit ziert den Mann.

Um deine mir in rührender Anhänglichkeit aufgenötigten Gelder Sorge dich nicht, Maus. Du erhältst alles bis auf den letzten Denar zurück, sobald bei mir der Rubel rollt. Also in sechs Wochen, sobald ich meiner Gesponsin am Altar die bekannte Treue bis zum Grabe geschworen habe.

Und nun addio, kleine Gretel. Du warst immer ein gutes Kerlchen, wenn auch mit etwas altmodisch ehrpüßlichem Einschlag. Aber zwischendurch, — als Gegenlag zu andern — wirkte das ganz pikant auf mich mit allen diesen gefärbten Sünder. Noch ein Küßchen zum Abschied

von deinem versloffenen Hans.“

„Ein herzerquickendes Dokument!“ empörte sich Gertrud. „Man könnte es als Grundlage zu einem Liebesbriefsteller für Lebemänner benutzen.“

Grete, die heftig nach dem Briefe gegriffen und ihn in ihrer Faust geballt versteckte, als müsse sie ihn einem Mißbrauch entziehen, erzählte apathisch, als rede sie von einem Wildfremden wie die grausame Wahrheit, wie ein Keulenschlag zu Boden geschmettert hatte. Aber trotzdem machte sie noch den Versuch, den Geliebten selbst zu sprechen. Mehrmals war sie an seiner Wohnung, bis die Wirtin ihr grob und beleidigend wurde und ihr peinliche Enthüllungen über Fintelbachs Leben machte, wohl um sie abzuschrecken.

Dann lauerte sie auf der Straße auf die Heimkehr des Assessors. Und lernte dadurch den Kelch ihrer Leiden bis auf die letzte bittere Reige. Noch brüster und herzloser als in seinem Briefe bestätigte er seine Verlobung, warf ihr ins Gesicht, daß er schon länger ihrer überdrüssig, daß sie ihm zu langweilig, zu sentimental sei. Bis ins tiefste Herz gedemütigt und vernichtet war sie zuletzt davongeschlichen, kaum dem Gedanken widerstehen konnend, der ihr lodende Verheißungen vorgaukelte vom Vergessen im langen traumlosen Schlummer des Todes. An der hohen steilen Böschungsmauer des Rheins hatte sie schon gestanden und

in die gurgelnden kleinen Wellen gestarrt, aus denen es zu murmeln schien: Komm herab, hier ist's kühl! Komm zu uns, wir lindern dein brennendes Weh.

Prosaisch und nüchtern genug, — ein Schuttmann war ihr rettender Engel geworden. Sie mochte ihm aufgefallen sein durch ihr verstörtes Wesen, ihre gebrochene Haltung. Immer näher war er gekommen, ließ sie nicht aus den Augen, ermahnte sie schließlich, nicht so dicht an dem geländerlosen Ufer zu stehen, sie könne schwindelig werden und hinunterstürzen.

Das hatte sie dann zur Besinnung gebracht, sie schreckhaft erkennen lassen, auf welch düstern Pfaden ihre Verzweiflung geirrt. Zurückschauend vor sich selbst war sie heimgeschlichen. Aber jetzt, wenn sie so darüber nachdenke, daß nun längst alles Leiden und Grübeln vorbei, dünke es ihr fast, es sei doch wohlthätiger, wenn sie besinnungslos den Sprung ins Wasser getan und nun von nichts mehr wisse.

„Haßt du dir die Nummer des Schuttmannes nicht gemerkt,“ fragte Gertrud trocken, als sie mit tiefem Seufzer geendet. „In ein paar Wochen wirst du ihn wohl aus Dankbarkeit für die Rettungsmedaille vorschlagen, wenn du einsehst, was wir dir heute schon sagen, daß ein treuloser Mensch nicht wert ist, sich seiner wegen ein Leid anzutun.“

„Redet jetzt nicht mehr, sondern schlaft,“ mahnte die Mutter. „Schlafen ...!“ wiederholte Grete mit zudenden Lippen.

„Mit einem solchen Feuerbrand in der Seele ...“ „Warte, ich gebe dir eins von meinen Veronalpulvern,“ erbot sich Gertrud, die oftmals, wenn sie Spätdienst hatte, nicht gleich einschlafen konnte.

Auch Elly lag noch lange wach, in Sorgen an den Liebsten denkend.

Morgen würde sie hoffentlich etwas Näheres über sein plötzliches Krankwerden hören! Diese Ungewißheit war ja geradezu fürchterlich.

\* \* \*

Die nächsten beiden Tage verliefen recht still und wie unter einem Druck, sowohl in den Wohnungen von Meinhardts und Lenz wie im Oppenheimerschen Geschäft. Grete war ernstlich krank. Die tiefgehende seelische Erschütterung hatte auch den Körper in Mitleidenschaft gezogen, sie vermochte sich gar nicht aufzuraffen, bekam vollständige Weinträmpfe und man mußte ihr Kompressen auf das Herz machen.

Mutter und Schwestern litten mit darunter, ohne etwas ändern zu können. Aber natürlich stieg ihre Empörung auf den Assessor auf Siebzigste.

Die Frau Rechnungsrat Lenz fand das Benehmen ihrer jüngeren Schwester „schon beinahe pathologisch“. Nachdem sie am ersten Abend nach ihrem Urlaub so von innen heraus heiter und vergnügt gewesen, brachte der andere Tag den seltsamen Umschwung, der noch immer nicht weichen wollte.

Sie sprach fast nichts, schnitt Gesichter, als müsse sie sich immer das Weinen vorbeissen, zwang sich zum Essen und genoss doch immer nur ein paar Bissen, drückte sich in den Winkeln herum, um allein zu sein und wich allem Fragen und Forschungen nach ihrem sonderbaren Gehabe mit einer verschlossenen Miene aus, die ihr, der ältern und stets besorgten Schwester gegenüber doch schon geradezu beleidigend war, so daß sie sich zuletzt gekränkt vornahm, Johannes sonderbares Wesen zu ignorieren, bis sie von selbst kommen würde.

Daß Johanne auch die neue Frisur, — zu der die kotette Kathinka sie wohl überredet hatte! — gleich andern Tags wieder in die gewohnte einfache Haartracht umgeändert, war ja weiter kein Fehler. Frau Augustes hausbadenem Geschmac dünkte der Todensignon sowie so reichlich auffallend, aber in ihrem verträgendsten dunkelgrauen Kleide herumzugehen war zwar doch überflüssig und eine Grille, die wohl mit der rätselhaften Gemütsdepression zusammenhing.

„Ich kann mir nicht helfen, Lenz,“ sagte Frau Auguste immer wieder kopfschüttelnd zu ihrem Gatten, „ich meine, Johanne hat sich irgendwelche Liebeshoffnungen gemacht und ist nun irgendwie enttäuscht. Obgleich ich es zwar mehr als albern von ihr finde, sich um so etwas derart anzustellen. Sie hätte ruhig Brendlers Antrag annehmen sollen, dann wäre sie aus all solchen Geschichten heraus.“

Die beiden Kolleginnen verkehrten nur geschäftlich zusammen und auch das vermieden beide wo sie nur konnten. Was sie einander zu befragen und anzugeben hatten, machten sie schriftlich oder durch den Mund dritter.

Es kam Elly oft geradezu lächerlich vor und sie hätte sich gern mit Johanne ausgesprochen, aber die wich krampfhaft jeder Gelegenheit dazu aus. Sie tat der Jüngern wirklich leid. Ellys weiches Herz hatte ihre Empfindlichkeit und ihren Trost besiegt. Sie konnte sich in Johannes Gefühle hineinversetzen und ahnend fassen, wie bitter es sein mochte, eine unerwiderte Liebe, unerfüllbare Hoffnungen zu hegen, einer Andern zufallen zu sehen, was man selbst begehrte. Wie tief ihr die Enttäuschung ging, verriet ja trotz aller Beherrschung ihr verändertes Äußeres und Wesen.

Anderes beschäftigte und bedrückte aber Elly bedeutend mehr als die Gedanken an die schmollende Freundin. Erst Lindholm schalt schon den dritten Tag und hatte noch nichts von sich hören lassen!

Ihre Unruhe darüber wuchs ständig. Ein paarmal war sie schon durch die Gereonstrasse, in der er wohnte, gegangen, gekommen und sehnsüchtig an seinem Hause hinausschauend. Viel im Geschäft nach ihm zu fragen, war ihr nach Herrn Jacobys Indiskretion zu peinlich. Man trug ihr zwar auch so am Abend des dritten Tages zu, daß Herr Oppenheimer zum ersten Buchhalter gesagt habe, Lindholm „stehe in keiner guten Haut“.

Sie war zu Tode erschrocken darüber, mußte die ganze Nacht daran denken, in einem dumpfen Bängen, das ihr das Herz schier zuschnürte, ihr Verlangen nach dem Geliebten bis ins Unermessliche steigerte. Und sie nahm sich fest vor, am andern Mittage bei der Tante, wo er wohnte, sich nach ihm zu erkundigen. Das war ihr ja schon ein paarmal in den Sinn gekommen, aber Scheu und Scham hatten sie immer wieder davor zurückschrecken lassen. Jedoch, jetzt mußte sie Gewißheit haben.

Der andere Morgen war da. Einer der Lehrlinge brachte in einem flachen Korbe die Briefpost für Johanne und Elly aus dem Kontor.

Während die erstere die ihr Gebiet angehenden Sachen herausnahm, sagte der junge Mann mit einem vertraulichen Grinsen: „Es ist auch ein Brief dabei für Fräulein Meinhard; von Herrn Lindholm. Auch an den Chef hat er geschrieben.“

Johanne aber nahm keine Notiz von der Bemerkung. Sie hatte Lindholms Handschrift selbst schon erkannt und die Wahrnehmung, daß die beiden miteinander korrespondierten, gab ihr aufs neue einen eifersüchtigen Stich durchs Herz.

Aber sie hing der Regung nicht lange nach. Sie fing schon an, ruhiger zu werden, sich in das Unabänderliche zu fügen. Ihr Gerechtigkeitsgefühl begann sich durch das Chaos ihres Innern zur Oberfläche zu kämpfen. Was konnte schließlich Elly dafür, wenn Lindholm sich in sie verliebte, ihr den Vorzug gab? Wenn er auch im Anfang offensichtlich weniger der jüngeren und hübscheren Kollegin Gesellschaft gesucht, so war ihm doch anscheinend später zum Bewußtsein gekommen, daß jene die Hübschere, Reizvollere und Begehrtere war. Besser zu ihm paßte als sie, die wohl auch schon älter war als er.

Elly hatte viel zu tun. Herr Jacoby und ein zweiter Reisender, der auch seine Tour für ein paar Tage unterbrochen hatte, wollten ihre Reisesammlungen geordnet, die ausverkauften Muster entfernt und neue dafür eingefügt haben.

Als jetzt der Lehrling ihr die Post brachte, sagte sie, bevor sie danach griff: „Bestellen Sie Fräulein Hortensius, ich müsse heute nachmittag ein paar Mann Hilfe haben zum Umnähen und Umlieben der Musterkarten. Die beiden Herren hätten ihre Dispositionen geändert und wollten schon morgen früh reisen, das brächte mich aus dem Konzept. Sie möchte daher die laufenden Sachen schon am vormittag erledigen lassen und mir nachmittags ein paar Hilfskräfte herausschicken, sonst müsse am Abend nachgearbeitet werden.“

Danach erst schaute sie die Post Sachen an und gewährte den Brief mit der frauenhaft zierlichen Handschrift des Geliebten. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte sie jäh Freude. Endlich! Endlich ein Lebenszeichen, jauchzte es in ihrem Innern. Sie zitterte vollständig, als sie sich von ihrem Platz an dem großen Lagerisch erhob, auf dem in ganzen Haufen die lila Atlasdecken und Glanzpapierkartons lagen, auf denen Vorden, Stickerei- und Spitzenmuster aufgenäht und aufgeklebt waren.

Sie trat an ihr hohes Stehpult am Fenster, betrachtete liebevoll erst noch einmal die Adresse und rißte behutsam den Brief auf, überflog in verliebter Hast die ersten Zeilen.

Aber dann griff ihre Hand tastend nach einer Stütze, ihre Knie wankten, das Blut jagte ihr wie in einer kochenden Springflut zum Herzen und zurück. Instinktiv, ohne sich dessen bewußt zu sein, trat sie an die dem Fenster zugewandte Kalkseite, wo sie den Bliden der andern verborgen war, ließ sich schwer auf den Radiatorenkasten der Heizung fallen, und überflog in wilder Hast die engbeschriebenen Seiten, die in ihrer bebenden Hand schwankten.

Da stand: „Mein geliebtes, teures Mädchen! Noch einmal, zum letztenmal laß mich dich so nennen, ehe wir voneinander scheiden, ehe ich für immer deinem Gesichtstreife entschwinde, denn es kann keine Vereinigung für uns geben.“

Ich habe einen holden Traum geträumt von Minne und Glück, von einem Herzensbunde zweier Menschen, die sich gut sind. Es muß ein Traum bleiben. Vermessen war es von mir, auf dergleichen zu hoffen. Zu vergessen, wer ich bin. Ein vom Todesengel Gezeichneter. Einer, auf den immer Charons Rachen am dunklen Ufer des Styx wartet.

Ja, mein Liebling, ich bin ein kranker Mann. Bin von Jugend auf mit einem sehr schweren Herzbübel behaftet, das mir die Mutter vererbte.

Weißt du's noch, wie ich dir am abend, da wir uns fanden, von dem Schatten sprach, der meine Jugend verdunkelte, meine Seele schwermütig und einsam machte?

Das war's! Der Fittich des ersten Engels mit dem Mohnbecher.

Darum ward ich daheim von den Frauen ängstlich behütet und erzogen, ein verzärtelter, zaghafter Knabe, der nie mit den andern Buben tollten und springen durfte, der auch später die fröhlichen Gleichaltrigen mied, weil er ja doch immer abseits stehen mußte, wenn sie vergnügt ihre Kräfte erprobten.

Darum auch ging ich aus der Heimat, während,

fremd in der Fremde sei es leichter, kein Band der Freundschaft und Liebe zu knüpfen, mönchlich einsam und einfach zu leben, wie es die Ärzte geboten.

Lange ward mir der aus der harten Notwendigkeit geborene Entschluß auch nicht schwer.

Aber dann ward mir eines Tages bewußt, daß zwei tiefe klare Augen, die so innig zu bliden und so schelmisch zu lächeln verstanden, oft und viel, viel zu oft, vor mir auftauchten, im Wachen und Träumen, in der Ruhe und Arbeit. Aber ich wehrte mich gegen ihr Loden, entriß mich gewaltsam dem süßen Bann, in den sie mich verstrickten, mied die, aus deren rosigem Gesicht mir die Wunderblumen entgegenblühten, wie eine Hexe, eine Zauberin. Aber nicht nur meiner wegen, auch um sie selbst bangte ich. In schmerzlich süßer Unruhe sah ich manchmal in den dunklen Rästelangen ein Licht aufglimmen, das aus dem tiefsten Herzensschrein kam, in dem des Daseins strahlendster Demantstern, die Liebe, liegt. Doch was konnte ihr aus der Liebe zu einem siechen Manne anderes erstehen als Leid?

Ich mied sie also, schier ängstlich mich hinter die andere verschanzend, von der Herz und Sinnen keine Gefahr drohte.

(Fortsetzung folgt.)



Strasse in Antwerpen mit Haufen von weggeworfenen Kleidungsstücken.

## Herbstzeitlosen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn sich die ersten feuchten Herbstnebel über die Niederungen breiten, dann legen die Wiesen ihren letzten reizenden wie eigenartigen Blumenschmuck an, dann erhebt die Herbstzeitlose ihre zartgeformten feingefärbten Blütentelche über die von glühenden Geweben behangenen kurzen Grashalmen. Die Nächte sind lang

empfangen, da erhielten sie auch für die Zeit ihrer Regierung eigenen Blumenschmuck zugeteilt. Selbst der frostige Winter, der sonst alles Lebende in der Natur zu töten suchte, und sich sonst nur mit seinen selbstgemalten Eisblumen schmückte, bekam die unter dem weißen Schnee blühende Schneerose und den gelben Winterling. Schließlich hatte nur der Herbst auf eigenen Blumenschmuck verzichten müssen, weil der Winter drohte, jede Blume des Herbstes zu töten, noch ehe sie ihre Frucht ausreifen könne, und dann müsse sie aussterben.

Dazu hatte aber keine einzige Lust, denn aussterben wollten sie alle nicht und zogen sich deshalb lieber in den blumenreichen Sommer zurück. Der Herbst aber stand allein da, ohne ein Blumengefolge und verstummte deshalb in tiefer Traurigkeit wegen der Gehässigkeit des Winters und wegen des Undanks, den man ihm zeigte, da er doch jegliche Frucht des Sommers reifte und die ganze Natur mit seiner Fruchtfülle überschüttete. Da trat der Frühling an eine seiner schönsten Blumen heran und überredete sie, dem Herbst zu folgen, damit er nicht so einsam bleiben und die Gesellschaft einer Blume entbehren müsse. Er riet ihr, sich vor dem Winter in die schützende Erde zu versteinen und versprach, sie gleich zuerst wieder zu erwecken, wenn er den Kampf mit seinem grimmigen Feinde alljährlich beendet habe und die Herrschaft in der Natur wieder übernehme. Das Blümchen gewann dadurch Vertrauen und schloß sich dem Herbst gern an, umso mehr, als auch der Sommer versprach, seine Frucht zu reifen, damit das Geschlecht nie aussterben könnte. Der Herbst aber gab ihm zum Schutze einen scharfen Saft, damit die Menschen diese Blume nicht pflücken, die Tiere sie nicht fressen sollten. Vor dem Winter aber fürchtete sich das Blümchen nicht mehr und zog sich stets in den Schutz der Erde zurück, wenn er ihm mit Vernichtung drohte. So ward diese Blume die Zeitlose, die im Sommer erst ihre Frucht reift, die im Frühling grünt und den Herbst so stimmungsvoll ziert, sie paßt gut zu den Herbstnebeln, den müden Sommerstrahlen, den glühenden Herbstfäden und dem matten Nähn des Windes, echt herbstlich deutet sie mit ihrer zarten Farbe die Vergänglichkeit an in der Sterbezeit des Jahres.

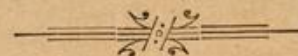
So erzählt die Volkslage. Was nun aber die Giftigkeit der Herbstzeitlose anbelangt, so ist sie doch lange nicht so arg, daß wir nicht diese schöne Blume pflücken und uns davon einen Strauß ins Zimmer stellen können, ohne fürchten zu müssen, daß unsere Gesundheit Schaden leidet. Diese bleiche Schönheit gehört nicht zu jenen tödlichen Pflanzen,

bei deren Berührung die Haut anschwillt und deren Duft Kopfschmerzen bereitet, wenn nicht gar noch schlimmere Folgen zeitigen kann. Das kluge Vieh läßt die Herbstzeitlose aber auf der Weide stehen, weiß sie auch zurück, falls sie sich in die Stallfütterung mit verirren sollte, und somit ist diese letzte Pflanze des Herbstes nicht in der Lage, Mensch oder Tier Schaden zuzufügen.



In Antwerpen nach der Eroberung: Bagage-Kolonne im Zentrum der Stadt. Im Hintergrund die berühmte Kathedrale.

und kühl geworden, und die letzten Sommerblumen haben es recht eilig gehabt, die Köpfchen zu hängen, um zu schlafen, bis sie ein neuer Frühling zum Blühen einladet. Nur die Herbstzeitlose scheint nicht zu merken, daß alles um sie herum ausruhen will und sie spricht empor, als ginge es dem Lenze, nicht aber dem rauhen Winter entgegen. Träumerisch scheint sie ihre Zeit vergeffen zu haben. Diese Abweichung von der allgemeinen Regel hat wohl auch Anlaß zu ihrer Bezeichnung durch den Volksmund gegeben, wie sich der Volksmund ja auch durch folgende Sage die Abnormität erklärt. Als die Jahreszeiten vor Gott traten, um ihren Anteil am Werden und Vergehen in der Natur zu



## Der Nothelfer.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Ein naßkalter, unfreundlicher Novembertag ging zur Rüste. Schnell brach die Dämmerung herein und ihre Schatten hüllten wie ein düsterer Mantel die Straßen und Gassen der lebendurchströmten Großstadt ein. In den Läden bligten die Lampen auf und zeigten die Verkaufsgegenstände in neuem, lodendem Licht.

Weit draußen, in den Arbeiter-Wohnquartieren, verebte das brandende Leben. Blasse, hohlwangige Menschen huschten in die feuchtdunklen Gänge, die zu den lichtarmen Wohnhöfen führten, und in den Gassen balgten sich zerklumpte Kinder.

Im oberen Stockwerk einer der nüchternen Mietskasernen, die diesen Vierteln der Armut ihr typisches Gepräge verleihen, saß eine junge Frau vor der surrenden Nähmaschine. Emsig hoben und senkten sich ihre Füße, und ihr Kopf, der die Fülle des aschblonden Haares kaum tragen zu können schien, beugte sich tief über die Arbeit.

Neben der Nähenden lag ein Haufen bereits fertiggestellter Schürzen; aber ein ungleich größerer Stapel harrete noch der Vervollendung.

Man sah, daß die Sorge ums tägliche Brot in diesem beschränkten Zimmer ein ständiger Gast war; aber peinlichste Sauberkeit linderte allenthalben die Spuren der Armut. Kein Staubchen lag auf den wenigen, schlichten Möbelstücken; nirgends belebte Unordnung das spärliche Auge. Ein paar gehäkelte Decken auf dem Sofa, ein Strauß Herbstastern auf dem Tische legten Zeugnis ab von dem schmückenden Walten einer Frauenhand.

Graue Schleier füllten das Zimmer; aber immer noch irrte die Maschine. Endlich aber richtete sich die junge Frau seufzend empor und ließ die schmalen Hände untätig im Schoße ruhen.

Mit schmerzenden Augen blickte sie von ihrem Fensterplatz aus auf die feuchtblinkenden Dächer der umliegenden Häuser. Grau und kalt grüßte der Abend in die Stube, und unwillkürlich schauerte die junge Frau fröstelnd zusammen.

Ein weinerliches „Mut-tie!“ ließ sie den Kopf wenden. In einer Zimmerecke lauerte ein blondlockiger Knabe am Boden und spielte mit einigen Bleisoldaten.

„Was willst du, Herbert?“ forschte die Mutter müde.

Der Knabe kroch dicht zu der Mutter heran und huschelte seinen Kopf in die Falten ihres Rockes.

„Ich friere so, Muttie!“ — „Warum machst du kein Feuer im Ofen?“

Die junge Frau bohrte die Zähne in die Unterlippe. Leise antwortete sie: „Wir haben noch keine Kohlen, Herbert. Wenn ich diese Schürzen fertig habe, laufe ich uns Feuerung.“

Das Kind nickte allflugs und fuhr nach kurzer Pause fort: „Dann gehst du auch wieder mit mir spazieren und sitzt nicht immer an der garstigen Nähmaschine, gelt?“ Die blauen Kinderaugen blickten in flehender Bitte zu der Mutter empor.

„Wir wollen sehen, Liebling! Nun mußt du Muttie aber

nicht mehr stören, sonst werden die Schürzen immer später fertig.“ — Gehorsam zog sich der Knabe wieder zu seinen Bleisoldaten zurück; die junge Frau aber zündete die Stehlampe an, um weiterfrohen zu können im Kampfe ums Dasein.

Wie die Lampe ihren traulich warmen Schein in das Stübchen warf, schweiften die Augen der Frau unwillkürlich zu einem Bild, das in breitem Mahagonirahmen über dem Sofa hing. Dieses Bild nahm sich gar seltsam aus in der ärmlichen Umgebung; denn es stellte einen Offizier in der Uniform eines feudalen Kavallerie-Regimentes dar.

Die Augen der jungen Frau feuchteten sich. Sie gedachte der Zeit, da der vor zwei Jahren Verstorbene ihr Gatte gewesen war. Ja, schöne Stunden hatte sie an der Seite des schneidigen Offiziers verlebt, obwohl er ein großer Leichtfuß war und nicht mit dem Pfennig zu rechnen verstand. Ihr kleines Vermögen reichte bald nicht mehr zur standesgemäßen Lebenshaltung aus, und sie begannen Schulden zu machen. Um das Unglück zu vollenden, ergab sich ihr Gatte obendrein noch dem Spiel. Aber es ging ihm wie so vielen; seine Hoffnungen auf Gewinn erwiesen sich als trügerisch. Dann war eines Tages das unvermeidliche Ende gekommen; man brachte ihr den Ernährer, den Vater ihres Kindes, tot ins Haus. Auf dem Scheidenstand hatte er sich eine Kugel durch die Schläfe gejagt.

Bittere Zeiten brachen jetzt für die junge Witwe an. Es zeigte sich bald, daß kein Pfennig von dem geringen Vermögensrest gerettet werden konnte; denn der Nachlaß genügte bei weitem nicht, die zahlreichen Gläubiger

zu befriedigen.

Jetzt stand sie, eine Heimatlose, in des Wortes wahrster Bedeutung, mit ihrem Kinde in der Welt allein. Etern besaß sie nicht mehr, und ihr Stolz verbot ihr, bei den Verwandten ihres Mannes um Hilfe anzuklopfen. Sie hätte auch wohl vergeblich gebeten; denn die Verwandten zürnten noch immer, daß der schneidige Offizier, dem sich soviel glänzende Partien geboten hatten, nur eine vermögenslose Bürgerliche heimgeführt hatte.

Aber Helene von Waldstätten verzagte nicht. Es kam ihr gut zu statten, daß sie im Elternhause einen sorgfältigen Unterricht in mancherlei Handfertigkeiten genossen hatte. Wenn sie für den Anfang auch nur wenig verdiente, so genügte das Wenige doch, sich und ihren Knaben ehrlich zu ernähren.

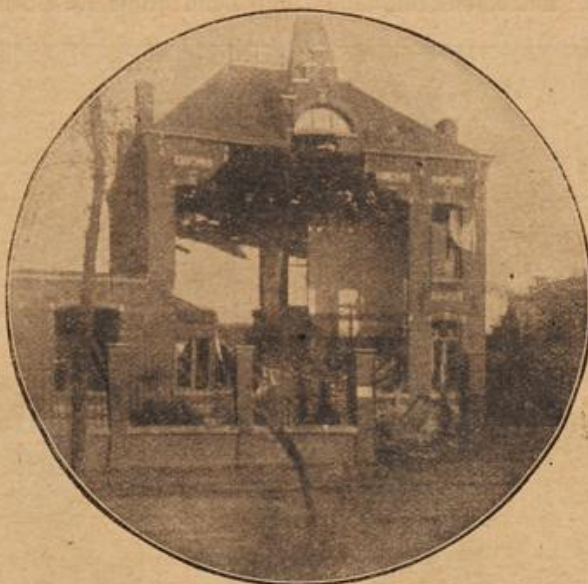
Mit einem tiefen Seufzer wandte sie ihren Blick von dem Wilde. — Ob er wohl ahnte, wie schwer sie, die er trotz seiner Fehler so aufrichtig geliebt hatte, kämpfen mußte?

Helene von Waldstätten ließ sich wieder vor der Nähmaschine nieder, um ihre trüben Gedanken durch fleißiges Schaffen zu betäuben.

Als sie nach längerer Zeit einmal den Kopf hob, sah sie, daß ihr Sohn lang auf der Erde lag und mit einem Bleistift unbehol-

feist Zeilen auf ein Blatt Papier malte.

„Was machst du da, Herbert?“ forschte sie neugierig. „Das verrät ich erst nachher, Muttie!“ entgegnete der kleine Mann wichtig, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen.



Ein Granatschuß.

Durchschoßenes Haus in einer Ortschaft vor Antwerpen.



Uebergang auf einer von unseren Truppen geschlagenen Brücke über einen Flußarm in der Schelde-Niederung.

Die junge Witwe lächelte und ließ ihn gewähren. Der Ausdruck eines stillen Mutterglückes bannte die Falten von ihrer Stirn und verschönte ihre Züge wunderbar.

Zuletzt schien der Knabe die schwierige Arbeit vollendet zu haben. Das Blatt Papier auf dem Rücken verborgen haltend, trat er vor die Mutter und bat: „Muttie, darf ich mir ein Kuvert aus der Tischlade nehmen? — Ich habe nämlich einen Brief geschrieben.“

Die Brauen der jungen Frau zogen sich erstaunt empor und unglaublich forschte sie: „Einen Brief hast du geschrieben, du Gutindiewelt? An wen denn?“

Herbert schmiegte sich dicht an die Mutter und entgegnete zagend: „An den lieben Gott!“

Die Mutter wußte nicht, ob sie lachen oder schelten sollte.

„Was willst du denn von ihm?“ konnte sie sich nicht enthalten zu fragen.

Einige Sekunden kämpfte der kleine Mann mit sich, ob er sein Geheimnis offenbaren sollte; dann aber gestand er offen: „Ich habe den lieben Gott gebeten, daß wir bald viel Geld kriegen, damit wir Kohlen kaufen können und du wieder mit mir spazieren gehst. Um ein paar Bleisoldaten habe ich auch geschrieben; meine sind ja beinahe alle entzwei.“

„Aber Herbert!“ tadelte die Mutter etwas unwillig, „wie kommst du denn auf die Idee? Denkst du denn, daß das etwas nützt?“

Die Augen des Knaben richteten sich voll auf das ärgerlich gerötete Gesicht der Mutter und eingeschüchtert verteidigte er sich: „Du hast doch immer gesagt, wenn man den lieben Gott nur recht sehr bittet, dann hilft er einem auch. Und die Kinder mag er doch gerne leiden, wenn sie artig sind. Bin ich denn nicht immer artig gewesen diese Zeit?“

„Ja, das warst du, mein Herbert!“ entgegnete die Mutter leise. Sie drehte das Gesicht nach dem Fenster; denn ihr Kind brauchte nicht zu sehen, wie ihr ein paar große Tränen langsam über die bleichen Wangen rollten.

— Ich kann ihm den Glauben nicht zerstören! — Klang es in ihrem Innern, und schwerfällig erhob sie sich, um ihm ein Kuvert herauszusuchen.



Holländische Truppen an der durch Stacheldrähte gesperren Grenze.

Doktor Egon Haller befand sich trotz des unfreundlichen Wetters in gehobener Stimmung. Er hatte einen Patienten, dessen Leben nur noch an einem Faden hing, nach einer schwierigen Operation glücklich durchgebracht. Die Freude über diesen schönen Erfolg erfüllte das Herz des stattlichen Vierzigers mit eitel Sonne.

Nun saß er in seinem behaglich durchwärmten Arbeitszimmer an dem großen Schreibtisch und schrieb einen langen, fröhlichen Brief an seine Mutter, die als Witwe eines Sanitätsrates in einer kleinen süddeutschen Stadt wohnte.

Egon Haller war trotz seiner äußeren Vorzüge noch unvermählt geblieben. Er war Nichttänzer, besaß ein zurückhaltendes Wesen und konnte sich nicht für die oberflächlichen Zerstreuungen der oberen Kreise erwärmen.

Seiner Mutter, einer feingebildeten, herzenguten Frau, die es gern gesehen hätte, daß ihr Sohn sich endlich einen eigenen Herd gründete, schrieb er auf ihre diesbezüglichen Andeutungen launig: „Ich habe in meiner Wissenschaft bisher die beste Lebensgefährtin gefunden. Sie beschäftigt und erfreut mich zugleich; sie trägt den nicht, der sie zu seinem Kameraden erwählte und last not least: sie jammert nicht immer, daß sie nichts anzuziehen habe, oder daß das Hausstandsgeld wieder einmal nicht reicht!“

Tropaliedem war Haller kein Cheseind. Er stellte sich häufig, wenn er spät abends durchnäht nach Hause kam, vor, wie herrlich es sein müsse, wenn ihn jetzt ein liebendes Wesen an der Schwelle empfangen und ihn mit heiterem Geplauder die oft unvermeidlichen Berufsorgen von der Stirn scheuchte.

Aber, da war wieder der Faden, sein Beruf nahm ihn fast völlig in Anspruch und ließ ihn die gesellschaftlichen Verpflichtungen über Gebühr vernachlässigen.

Als Doktor Haller seinen Brief beendet hatte, machte er sich fertig zum Fortgehen; denn er hatte unter der Bevölkerung der Arbeiterquartiere, weit draußen in den Vororten, noch einige Patienten, die besucht werden mußten.

Es war bereits dunkel, als Haller die Wohnung des letzten Patienten, eines Fabrikarbeiters, verließ. Auf der engen, stidigen Treppe fiel ihm ein, daß er den Brief an seine Mutter noch in der Brusttasche trug. Da er an der gegenüberliegenden Straßenecke einen Postkasten bemerkte, beschloß er, das Schreiben gleich hier einzusteden.

Eben hatte er seinen Plan zur Ausführung gebracht und wollte weitergehen, da bemerkte er einen kleinen, ärmlich, aber sauber gekleideten Knaben, der sich vergeblich bemühte, einen Brief in den Schlitz des Kastens gleiten zu lassen.

Egon Haller war ein großer Kinderfreund und der Anblick schöner Kinder war ihm stets ein besonderer Hochgenuss. Wohlwollend musterte er ein Weilschen das bildhübsche Knabengesicht; dann sagte er lächelnd: „Nun, kleiner Mann, will es nicht gelingen? Ja, ja, du mußt noch ein Endchen wachsen, ehe du die erforderliche Größe erreicht hast. Gib mir den Brief nur her; ich werde ihn schon einstecken.“

Etwas zögernd kam der Knabe der freundlichen Aufforderung nach und handigte dem fremden Manne den wichtigen Brief aus.

Frau von Waldstätten hatte erst noch geschwankt, ob sie es dulden sollte, daß er den Brief zum Postamt trug; aber schließlich hatte sie es doch erlaubt. Mochte er seinen Kinderglauben behalten — und wenn Tag um Tag verging, ohne daß eine Antwort eintraf, würde Herbert die Briefgeschichte schon wieder vergessen.

Natürlich war ihr das Schicksal des unbeholfenen Kinderbriefchens völlig klar. Man würde ihn im Postkasten finden; die Beamten würden sich weiblich darüber amüsieren und ihn dann zu den vielen andern unbestellbaren Postsendungen legen.

Doktor Haller war nicht wenig erstaunt, als er die von ungelenker Hand hingefügte Aufschrift des Briefes las.

„An den lieben Gott im Himmel,“ — stand darauf.

Mit einer Mischung von Neugier und Rührung ließ Haller seine durchdringenden Augen auf dem blondlockigen Knaben ruhen, der unruhig von einem Bein auf das andere trat und mit Ungeduld des Augenblicks harrete, wo sein Brief im Kasten verschwinden würde.

„Hast du den Brief selbst geschrieben?“ forschte Haller milde. Der Knabe nickte und begegnete den Blicken des Arztes frei und offen.

„Wie heißt du denn?“ setzte Haller das Verhör fort.

„Herbert von Waldstätten!“ gab der Kleine ohne Scheu zur Antwort.

Eine leichte Ueberraschung spiegelte sich in des Arztes Zügen. Er erinnerte sich, diesen altadligen Namen vor einigen Jahren anlässlich einer Offizierstragödie gehört zu haben. Der Offizier, der sich damals das Leben nahm, hatte denselben Namen geführt.

Seine Neugier war rege geworden und so forschte er weiter: „Erzähle mir doch einmal, um was du gebeten hast, Kleiner. Sieh, ich kann den Brief schneller besorgen als die Post und er kommt bestimmt an. Vielleicht hilft dann der liebe Gott auch, wenn du recht brav bist. — Willst du dich mir nicht anvertrauen, mein Kind?“

(Schluß folgt.)



Marchese di San Giuliano †.

in seiner Vaterstadt, um dann bald als Abgeordneter hervorzutreten. Im Dezember 1905 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen und war seitdem in wechselnden Kabinetten der Verwalter dieses Postens.

## Unsere Bilder.

Marchese di San Giuliano †. Der italienische Minister des Auswärtigen ist 62 Jahre alt gestorben. Er entstammte einer angesehenen Familie des sizilianischen Adels und war 1852 in Catania geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft, wurde Bürgermeister

# Ernst und Scherz.

## Sprüche.

Trau nicht zu viel auf fremden Rat,  
Wie's bei dem eig'nen dir auch bangt:  
Denn endlich mußt du doch zur Tat,  
Die man als deine ganz verlangt.

Mancher ist früh ins Grab gesunken,  
Weil er zu viel Gesundheit getrunken.

**Reims als Industrie- und Handelsstadt.**  
Seine Bedeutung als Industrie- und Handelsstadt verdankt Reims der dortigen Wollweberei, welche in mehr als 60 Betrieben, zu denen auch die Hilfsindustrien zu rechnen sind, zum mindesten 18 000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Die Eigenart der

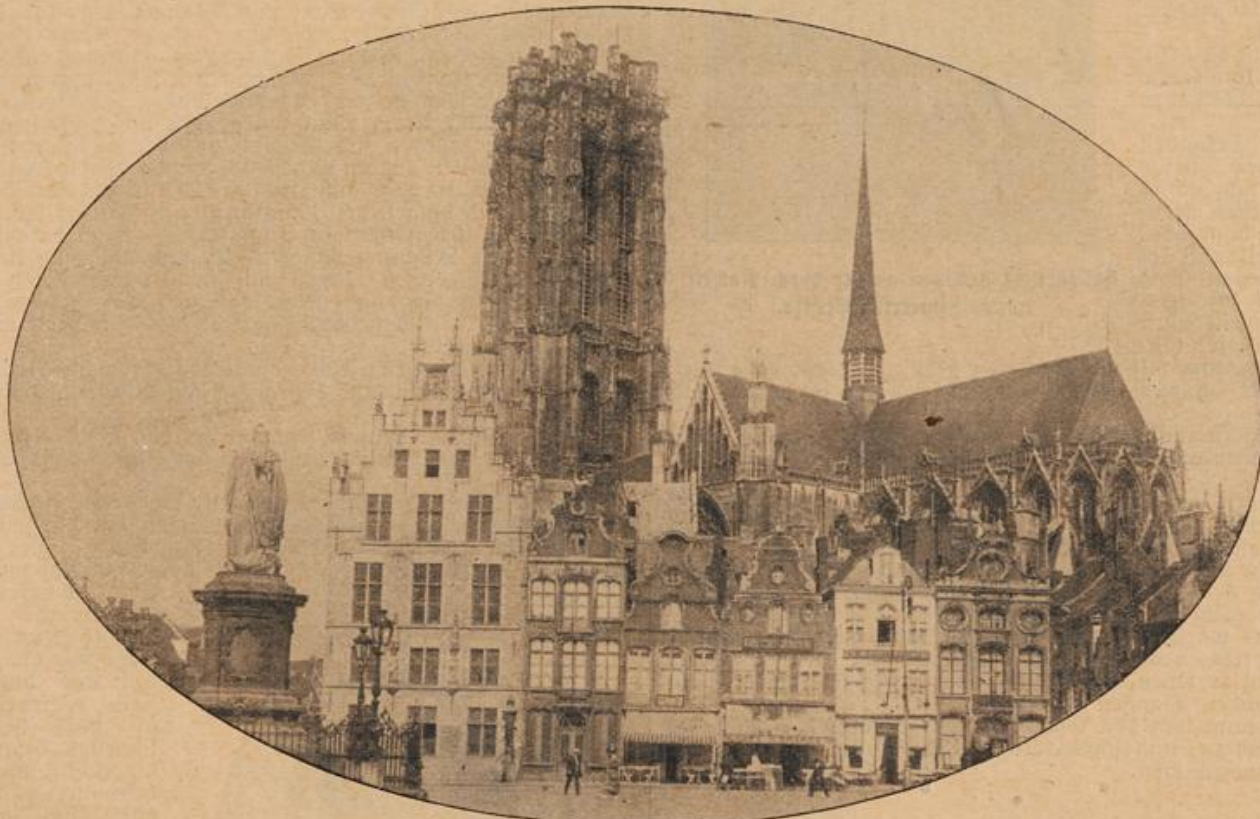
lenz! Lieberwetter Herr Blücher! Verzeihen Sie, Erzellenz, lieberwetter Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, lieber Herr Blücher, Erzellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Confusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinem Traugott bei den Gardejägern, er kennt Ew. Erzellenz Vorwärts genau und gut, aber zweimal habe ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Erzellenz demüthigt, corrigieren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preussischer Manier; Sie verstehen schon, wie ich's meine; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwer-

**Auch ein Lieferant.** Dienstmann: „Ich bringe den Studenten, der im ersten Stockwerk wohnt!“ Hausmeister: „Da müssen's durch den Torweg gehen. Der Aufgang für die Lieferanten ist über die Hintertreppe!“

**Einwand!** Bettler: „Schenken Sie mir doch 'n alten Anzug und 'n Paar Stiefel, ich muß mich schämen, auf die Straße zu gehen!“ Kunstmalers: „Aber was wollen Sie denn — Sie sehen doch recht malerisch aus!“

**Stilleben.** „Das hübsche Stilleben aus Porzellan, das Ihr hier stehen hattet, sehe ich nicht mehr!“ — „Das hat mir meine Frau einmal an den Kopf geworfen!“

**Angenehmer Ehrenschaus.** Heiratsvermittler: „... Diese junge Dame ist



Zu den Kämpfen in und um Mecheln. Der Marktplatz von Mecheln, im Hintergrund die Kathedrale.

in Reims hergestellten Wollengewebe sind feinste Flanell- und Damenkleiderstoffe. Neben diesen Geweben aus Kammgarn und Streichgarn fertigt Reims auch feinste Konfektionsfilze an. Eine wirksame Unterstützung findet die Wollweberei in den in Reims ansässigen Kamm- und Streichgarnspinnereien, die nur Garne in feinsten Beschaffenheit herstellen. Der Handel in französischen Gutswollen hat seine Sammelstelle in Reims, wo regelmäßig große Wollversteigerungen abgehalten werden. Nicht unbeträchtlich ist die Ausfuhr in gestämpter Wolle und in Wollabfällen. Die in Reims hervorgebrachten Wollengewebe finden außer in Frankreich in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Käufer.

**Feldpost 1813.** Wie es im Jahre 1813 mit der Feldpost bestellt war, ersieht man aus folgendem Schriftstück, das der „Rheinische Merkur“ vom 11. Juli 1815 abdruckte:

„Allerunüberwindlichster Feldmarschall! General, Herr General Vorwärts, Erzelenz

noth zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen. Ew. Erzellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrieben; denn ich weiß schon, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist. Ew. Erzellenz, unüberwindlichster Feldmarschall General Vorwärts genannt, lieberwetter Herr Blücher, ich verbleibe Ihr unterthänigster Schornsteinfeger Matthias Keller, zu Schweidnitz. NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich, ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adieu.“

Dieser in seiner Mischung von Devotion und Natürlichkeit entzündende Brief zeigt also, daß es schon 1813 und vielleicht in allen großen Kriegen so war, daß die Feldpost schnell und viel bewegten Armeen nicht ordentlich folgen konnten. Der Schornsteinfeger Keller möge viele Eltern trösten!

neunzehn Jahre alt, Wollwaise, ohne Verwandte, hat in der Nähe ein schönes Gut, besitzt 300 000 Mark Barvermögen...“ (hält inne) — Heiratskandidat (ungebuldig): „Weiter! Weiter!“

**Im Eifer.** Polizist: „Das Baden hier im Fluß ist verboten; sehen Sie nicht drüber auf der andern Seite die Warnungstafel?“ — Badender: „Die kann man von hier aus unmöglich lesen.“ — Polizist: „Na, da hätten S' erst 'nüberschwimmen sollen.“

## Rätsel.

Ist es nicht ein artig Wesen,  
Dieses kleine Wörtchen hier?  
Magst du's vor- und rückwärts lesen,  
Gibt es Frag' und Antwort dir.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**  
Handfuß.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredenech (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen, Ess'n (Ruhr).